

abgebildete Exemplar gehört in die Mitte dieser Entwicklung und ist um 800 n. Chr. zu datieren.

Der dargelegte Sachverhalt ist aus folgenden (in Westdeutschland schwer zugänglichen) Werken zu ersehen: F. Balodis u. R. Šnore, *Latviešu kultūra senatnē* [Lettische Kultur im Altertum] (1937) Taf. 24, 8 (Frühform). 31, 9 (typische Form). 48, 10 (Spätform); Katalog der Ausstellung z. Konferenz baltischer Archäologen in Riga (1930) Taf. 28, 6 (dem a. a. O. abgebildeten genau entsprechendes Exemplar, ebenfalls mit durchlochtem Ecken). 28, 5 (ähnliches Stück). 31, 9 (mit gut sichtbarer Verzierung) und 44, 5 (Spätform); Die vorgeschichtliche Sammlung d. Kurzemer (Kurländischen) Provinzialmus. zu Jelgava (Mitau) (1939) Taf. 14, 6.

Bonn.

Eduard Šturms.

Zur Rekonstruktion der Anschirrweise am Pforzheimer Joch. In seiner Beschreibung des Joches von Pforzheim hat A. Dauber¹ sehr zu Recht auf die Bedeutung dieses Fundes in Hinblick auf das Alter der Einzeljoche, d. h. damit auch auf das der Anspannung mit Gabeldeichseln oder Zugsträngen hingewiesen. Wir können mit diesem Fund ganz eindeutig den bisher mit dem 10. Jahrh. angenommenen Beginn der Einzelanspannung² auf das 2. bis 3. Jahrh. vordatieren. Wenn auch Abbildungen von Einzelanspannung auf römischen Reliefs bekannt waren³, so hat doch erst der Fund von Pforzheim den eigentlichen Nachweis der schon frühen Einzelanspannung mit Gabeldeichseln bzw. Zugsträngen erbracht.

Trotz der Ausführlichkeit der Beschreibung des Pforzheimer Widerristeinzeljochs glaube ich, zur Frage der Rekonstruktion seiner Anschirrweise noch einiges beitragen zu müssen: Aus den Abnutzungsspuren an den Enden der Joch-Seitenstücke schließt Dauber sehr richtig auf eine Befestigung der Gabeldeichsel unter dem eigentlichen Jochbaum. Daß unser Stück aber mit den Stollenenden der Seitenarme⁴ auf der Gabeldeichsel aufgelegt habe, wie Dauber annimmt, ist wenig wahrscheinlich. Die Befestigung von Joch und Gabeldeichsel geschah, wie sich aus den Abnutzungsspuren ja auch einwandfrei erkennen läßt, mittels einer Strickbindung. Naturgemäß kann diese aber niemals so fest und stabil sein, daß das Joch mit der recht schmalen Basis seiner Stollenenden auf der Gabeldeichsel einen sicheren Sitz gehabt hätte. Da beide Geräte, Joch wie Gabeldeichsel, bei der Fahrt ständig in Bewegung sind, dürfte die Deichsel ziemlich häufig seitlich abgerutscht sein und damit wahrscheinlich unangenehme Unterbrechungen der Fahrt ausgelöst haben.

Weit einfacher und bedeutend sicherer scheint mir dagegen die Rekonstruktion einer Befestigungsart, die ich ebenfalls an einem Widerristeinzeljoch (ob für Pferde- oder Rinderanspannung ist in diesem Zusammenhang unwichtig) aus dem Kanton Tessin festgestellt habe. Wie die *Abb. 1* zeigt⁵, ist dieses Tessiner Stück im Prinzip das gleiche wie unser Pforzheimer Joch, nur daß es jünger ist und einfacher gestaltet wurde: Die senkrechten Löcher für die Kehlstricke beiderseits der mittleren Wölbung sowie die besonders herausgearbeiteten Enden des Jochbaums mit waagerechter Durchbohrung sind gleichfalls vorhanden. Die Befestigung der Gabeldeichsel an diesem Tessiner Joch – Zugstränge kommen hier nicht in Betracht – geschieht ganz einfach so, daß sie

¹ Germania 28, 1944–1950, 227ff.

² Lefebvre des Noëttes, *L'attelage. Le cheval de selle à travers les âges* (1931) 12 ff.

³ Den entsprechenden Literatur- und Abbildungsnachweis gibt G. Behrens, *Germania* 23, 1939, 56 ff. an.

⁴ s. die *Abb. 1* des Pforzheimer Jochs bei Dauber a. a. O. 232.

⁵ Das Original befindet sich unter Inv.Nr.VI 16232 im Mus. f. Völkerkunde in Basel.

durch die beiden Schlaufen an den Enden des Jochbaums geschoben und vermutlich durch einen Vorstecknagel gesichert werden. Aus der Rekonstruktion einer solchen Befestigung, wie sie das Tessiner Widerristeinzeljoch zeigt, erhellt, daß die Stollen unter den Seitenstücken des Pforzheimer Jochs nicht von Bedeutung sind und die Abnutzungsspuren an ihnen allein schon beim bloßen Befestigen der Deichsel entstanden sein können. Im übrigen halte ich es nicht für ganz ausgeschlossen, daß die Stollen am Ende nur

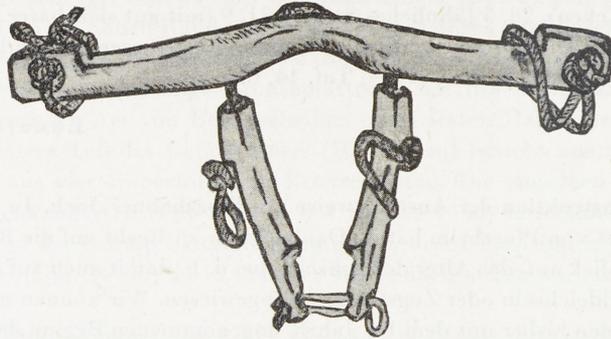


Abb. 1. Widerristeinzeljoch aus dem Kanton Tessin.

Rudimente der einstigen äußeren „Jochscheiden“⁶ am Widerristdoppeljoch sind, wie ja letztlich auch der hochragende Zapfen über der Mittelwölbung des Pforzheimer Jochs nur noch ein Rudiment ist, das bestenfalls ornamentale, aber keinerlei praktische Bedeutung mehr besitzt.

Des weiteren scheint es mir nicht ganz unwichtig, darauf hinzuweisen, daß wegen der „geringen Breite des Raumes zwischen den Lannen“⁷ — sie soll höchstens 0,50 m betragen — als Zugtier für das Pforzheimer Joch angeblich nur ein Esel in Frage käme, „wenn nicht eine sehr hohe Anordnung der Deichsel angenommen wird“⁸. — Es ist schon einmal darauf hingewiesen worden, daß aus der Größe eines Jochs kaum auf das Spanntier selbst geschlossen werden kann⁹. So auch wohl in unserem Fall: Da wir es ja mit einem Joch zu tun haben, müssen wir ohnehin eine beträchtlich höhere Anordnung der Deichsel voraussetzen als beim heutigen Anspann. Die Bestätigung unserer Annahme finden wir auch auf einem Relief aus Arlon¹⁰, das ein Pferde- oder Maultiergespann mit einwandfreier Darstellung des rechten Armes einer Gabeldeichsel zeigt, der etwa in Brusthöhe des Tieres nach oben abgewinkelt und mit dem ebenfalls erkennbaren Joch verbunden ist. Wir dürfen aus diesem Tatbestand wohl folgern, daß unser Pforzheimer Joch nicht nur für Esel, sondern durchaus auch für größere Zugtiere verwendet werden konnte.

Abschließend sei bemerkt, daß die Halsbindung am Pforzheimer Joch, wie wir sie wohl nach römischen Reliefdarstellungen¹¹ rekonstruieren dürfen, ganz klar den beginnenden Übergang zu einem anderen Anschirrggerät, nämlich dem Kummet, zeigt,

⁶ Beim Widerristdoppeljoch verhindern je zwei senkrecht am Jochbaum angebrachte Holzstäbe, daß das Zugtier den Kopf seitlich unter dem Joch herauszieht. Diese Stäbe — ein charakteristisches Merkmal für Widerristjoch — sind die „inneren und äußeren Jochscheiden“ (vgl. W. Jacobeit, Festschrift Plischke. Göttingen (1950) Maschinenschrift.

⁷ Dauber a. a. O. Unter Lannen werden die beiden Arme der Gabeldeichsel verstanden.

⁸ Dauber a. a. O.

⁹ Jacobeit, Forsch. u. Fortschr. 26, 1950, 171ff.

¹⁰ Espérandieu V 4035.

¹¹ s. Anm. 3.

das sich — wie ich nachgewiesen zu haben glaube — in mehreren Stufen aus dem Wideristdoppeljoch für Pferde entwickelt hat¹². Daß aber das Pforzheimer Stück ein Pferdejoch war, hat Dauber in seiner Publikation schon dargelegt.

Göttingen.

Wolfgang Jacobeit.

Ausgrabungen auf dem angeblichen Kastelhügel des Rettig in Baden-Baden. Der Hügel des Rettig unmittelbar außerhalb der ehemaligen Stadtmauern von Baden-Baden ist seit Beginn des vorigen Jahrhunderts als Fundplatz römischer Altertümer bekannt¹. Erwähnt sei nur das bemerkenswerteste seiner Monumente, die von E. Ritterling und später von F. Drexel² so erfolgreich behandelte Bauinschrift Domitians CIL. XIII 6298 c. add. + 6297 aus der Zeit um 84 n. Chr., deren Kaisertitulatur um 98/99 durch diejenige Traians ersetzt worden ist. Die meisten Funde vom Rettig wurden leider verschleudert. Auch die bei den verschiedenen Bauarbeiten und Erdbewegungen im vorigen Jahrhundert auf dem Rettig angetroffenen topographischen Aufschlüsse sind niemals zeichnerisch festgehalten worden; die ungewöhnlich reiche ortsgeschichtliche Literatur — sie erscheint in einer nicht immer glücklichen Auswertung in den Inventarwerken von Wagner-Haug und J. Alfs³ — beschränkt sich für den Rettig auf mitunter äußerst widerspruchsvolle Berichte, die eine Deutung der Befunde fast unmöglich machen. Neben der bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts zurückreichenden Annahme, daß auf dem Hügel ein Kastell gestanden habe, eine Annahme, die einzig mit der oben genannten Bauinschrift begründet werden kann und auch von Ritterling und Drexel a. a. O. geteilt wurde, spricht die Ortsüberlieferung auch von einem Gräberfeld (dies sicher irrtümlich) und von einem Tempelbezirk. Um so willkommener mußte die Gelegenheit sein, anlässlich von Erdbewegungen auf dem Hügel im Dezember 1951 einen Einblick in die topographischen Verhältnisse zu erhalten.

In Anbetracht der wenig erfreulichen Forschungsgeschichte des Hügels müssen zuerst seine Lage und seine Gestaltung in neuerer Zeit kurz skizziert werden (vgl. laufend *Plan Abb. 1*). Der Rettig — der Name wird von „roden“ abgeleitet, also „gerodetes Stück Land“ — ist eine nordöstlich-südwestlich ziehende Kuppe, deren Oberfläche ursprünglich in einer Erstreckung von rd. 60 m zu stark 20 m ziemlich eben war. Nach der Stephanien- und Rettigstraße zu fällt er sehr steil ab, nach den anderen Richtungen etwas sanfter. Der Höhenunterschied zwischen der Kuppe und den umgebenden Straßenzügen reicht von 4,50 m an der Ecke Stephanien- und Scheibenstraße bis zu 15 m in der Sophienstraße am Nordwest-Fuß des Hügels (oben außerhalb des Planes). Jenseits der Stephanienstraße steigt das Gelände im Zuge der Scheibenstraße wieder steil an, so daß die Stephanienstraße einen Hohlweg bildet. Nachweisbar bestand dieser Hohlweg schon zu Beginn des vorigen Jahrhunderts. Der Hügel war bis etwa 1809 mit Nutzgärten bedeckt und wurde in den folgenden Jahren in einen Park (Englischen Garten) umgestaltet. Auf der Kuppe wurde nach 1809 ein Pavillon errichtet, der 1887 der heute noch stehenden Villa Werner weichen mußte. Der Park blieb im großen und ganzen bis heute erhalten. Beim Bau des Pavillons und der Villa und bei den nicht unbeträcht-

¹² Jacobeit, Diss. Göttingen (1948) 25ff.

¹ Vgl. die Aufzählung bei E. Wagner, Funde und Fundstätten im Großhrzgt. Baden 2 (1911) 25–28 (mit Beiträgen von F. Haug), und bei J. Alfs in: E. Lacroix u. a., Kunstdenkmäler Badens II: Stadt Baden-Baden (1942) 25–29.

² Röm.-Germ. Korrespondenzbl. 8, 1915, 27 ff. (Ritterling); Germania 13, 1929, 173 ff. (Drexel).

³ Für die mühevolle Exzerpierung der auf die römische Periode der Stadt bezüglichen Abschnitte der umfangreichen Lokalliteratur Baden-Badens sei auch an dieser Stelle Frh. E. Ruf (Baden-Baden) bestens gedankt.